

Bienenwachs in der Vergangenheit

Bienenwachs war immer ein gesuchter und geschätzter Handelsartikel, der im wirtschaftlichen und religiösen Leben unserer Ahnen eine wichtige Rolle spielte. Die Frage nach Bienenwachs wirkte stets fördernd auf die Imker, die den Bedarf gar nicht decken konnten; viel Wachs musste daher aus den Nachbarländern eingeführt werden. Bei uns entwickelte sich das blühende Gewerbe der Wachszieher oder „Waxler“, die in den größeren Gemeinden ihre Werkstätte hatten. Die Meister waren zunftmäßig organisiert und hatten 1725 ihre Hauptlade in Wien.

Sie verarbeiteten das Wachs in natura oder bleichten es an einem sonnigen Platz, der aber außerhalb der Gemeinde liegen musste; es war die sogenannte Wachsbleiche, auf der das schneeweiße Wachs hergestellt wurde. Das ordinäre Wachs, das stark verunreinigt war, fand auch Verwendung; aus diesen Abfällen machte der Meister Opfergaben für die Wallfahrtsorte und zwar alle Teile des menschlichen Körpers, alle Haustiere, auch Weintrauben, Getreideähren und Häuser; man konnte sie nicht schön nennen, aber sie genügten den Wallfahrern, die sie kauften und opferten. Hatte jemand einen kranken Fuß, so suchte er sich diese Wachsfigur und legte sie auf den Opferaltar. Wer eine gute Weinernte wünschte, kaufte eine Traube. Die Figuren blieben aber Eigentum der Kirche, die sie für Opferzwecke bereitstellte.

Diese Wachsfiguren hielten sich bei dem Wallfahrtsorte Maria-Bründl, unweit von Poysdorf, bis 1943, wo sie dann in Wachskerzen umgegossen wurden. Damit verschwand ein Stück uralten Brauchtums, das bis in die Heidenzeit zurückreicht.

Im Mittelalter benötigten die Kanzleien viel Wachs zum Siegeln der Urkunden; sie ersetzten häufig die Unterschrift. Solches Wachs wurde aber für diesen Zweck zuerst gefärbt, und zwar rot, schwarz, grün, weiß und blau. Die kaiserliche Kanzlei, dann die Fürsten und Städte nahmen nur rotes, der deutsche Ritterorden schwarzes, die Mistelbacher Hauerzunft grünes, einzelne Klöster weißes Wachs. Diese Wachssiegel übernahmen auch die Bauern, die neben ihre Unterschrift ihr Petschaft drückten. Diese alten Bauernwappen sind ein kulturhistorisches Denkmal und werden heute von den Fachleuten gesucht.

Die Kirche und die Gläubigen brauchten früher viele Arten von Kerzen, die von den Meistern aus Bienenwachs hergestellt wurden. Eine brennende Kerze galt immer als Sinnbild des ewigen Lebens und als ein Abwehrmittel gegen alle bösen Geister und Dämonen der Finsternis. Viele Arten von Wachskerzen mussten da gegossen werden: Tauf-, Kommunion-, Firmungs-, Sterbe-, Wetter- und Osterkerzen. Zur Pestzeit opferten unsere Ahnen Riesenkerzen, die mit Bildern und Sprüchen verziert waren. 1676 widmete die Marktgemeinde Poysdorf nach Altruppersdorf eine Kerze von 42 Pfund = 23 ½ kg, die der Wachszieher Matthias Schindler goss und der Maler Daniel Ullrich bemalte; sie kostete 17 fl. 48 kr., wobei der Malerlohn von 6 Gulden inbegriffen ist; ein Metzen Korn kostete damals 1 fl., Weizen 1 fl. 15 kr., Hafer 24 kr., eine Kuh 7 bis 8 fl.

Wieviele Kerzen opferten die Wallfahrer an den Gnadenorten! Hier brannten oft Tag und Nacht die zahlreichen Opferkerzen, die den Altar in ein Lichtermeer tauchten; auch der Gottesdienst beanspruchte an den Fest- und Feiertagen eine gewaltige Lichtmenge; dabei wurden nur reine Wachskerzen verwendet, die man „ad maiorem dei gloriam“ – zum größeren Ruhme Gottes – verlangte; das brachte die Barockzeit, die mit dem Lichterglanze nicht spar-

te. Die Andächtigen hatten in den Bänken (besonders im Winter) ihre eigene Beleuchtung, und zwar die Männer Kerzen und die Frauen Wachsstöcke.

Die Figuren der Weihnatskrippen in den Kirchen waren oft aus Wachs geformt oder gegossen, ebenso Heiligengestalten, die in ein Glaskästchen gestellt wurden und in Bauernhäusern von Rabensburg um 1760 als Schmuck beliebt waren. Nachbildungen von Reliquien machte man aus Wachs und zierte damit die Altäre der Kirchen, sogar für Rosen und Blumen nahm man gefärbtes Wachs.

Bei Begräbnissen fehlten nie die Windlichter, bei Vornehmen mussten es Wachsfackeln sein. Der Adel gebrauchte in seinen Schlössern und Palästen nur Wachskerzen zur Beleuchtung. Im Bauernhause sah man dagegen den alten Kienspan oder eine Öllampe („Funse“), die den Wohnraum notdürftig erhellte.

Weil die Nachfrage nach Wachs sehr groß war, verlangten manche Grundherren von den Untertanen auch Wachs als Abgabe, so z. B. das Stift Klosterneuburg, das 1512 in der Gemeinde Wilhelmsdorf von den Weingärten in der Ried „Hundsberg“ je ein Pfund Wachs als Zehent zu Michaeli forderte; ebenso mussten die Bauern von den zehn Joch die der Pfarrer in Poysdorf von dem erwähnten Stift als Lehen hatte, ein Pfund Wachs liefern (nach G. Winter „Weistümer“). Gerne sahen es die Geistlichen, wenn die Leute als fromme Stiftung („pia legata“) Wachs der Kirche vermachten oder einen Geldbetrag dafür spendeten; so vermachte 1784 ein Hohenauer für Wachskerzen der Kirche 10 fl. = der Wert von zehn Bienenstöcken, ein Hauskirchner widmete für den Josefsaltar in St. Ulrich 30 Pfund Wachskerzen und ein Lichtenwarther gab 1819 ein Pfund Wachs zum Gotteshaus (nach den Verlassenschaftsabhandlungen der Herrschaft Rabensburg).

Das Wachs konnte im Inlande durch die Imker gar nicht aufgebracht werden, während das eingeführte zu teuer war; deshalb schaute man sich um einen Ersatz für Kerzen um und fand ihn in den verschiedenen Fetten, wie Talg und Insler. Dazu kam, dass sich im Zeitalter der Aufklärung die Verhältnisse grundlegend änderten. Die Wallfahrten wurden verboten, viel Klöster aufgehoben und der Gottesdienst einfacher gestaltet; eine nüchterne Lebensauffassung machte sich überall bemerkbar, die wesentlich anders über religiöse Dinge urteilte. Das bekamen die Wachszieher und mit ihnen die Imker zu spüren. Die Nachfrage nach Wachs ließ nach, weil die Meister einen geringen Absatz hatten. Das „Waxler“-Gewerbe hatte den Höhepunkt überschritten, die goldenen Zeiten waren vorbei und kamen nicht mehr wieder; diese Tatsache wirkte sich auch in der Bienenzucht aus, die ja an diesem Handwerk sehr interessiert war.

Die Kriege mit Napoleon verursachten in der Volkswirtschaft unermesslichen Schaden und führten zu einer allgemeinen Verarmung; da Geld fehlte, ebenso die Kaufkraft der breiten Masse. So klagte der Poysdorfer Wachszieher Ferdinand Schrapfeneder in seinem Tagebuch bitter über die schlechten Zeiten um 1820; es fehlten der frische Geschäftsgang, der Absatz der fertigen Waren und das kauflustige Volk. Leider kam es noch schlechter, als die Industrie mit der Technik und Chemie sich vereinigte, um alle Naturprodukte künstlich zu erzeugen, die noch dazu sehr billig waren. Die Petroleumlampe und das elektrische Licht versetzten dem Wachszieher den Todesstoß; er war zum Absterben verurteilt. Die vielseitige Verwendung des Bienenwachses im Handwerksbetriebe gehörte der Geschichte an; deshalb hob auch die Kirche das Fest Maria Lichtmeß auf, an dem die Kerzen und Wachsstöcke geweiht wurden. Damit wurde ein Stück Kulturgeschichte und uraltes Brauchtum aus der Ahnenzeit vernichtet. Wir leben im Zeitalter der Technik, der sich jeder beugen muss, sonst läuft er Gefahr, unter die Räder zu kommen.

Veröffentlicht in: Der Bienenvater, 1950, S. 241 - 243